

Von Brigitte Schwens-Harrant

Es war einmal eine These und die ging so: Der christliche Gott hat im Abendland eine Bildgeschichte gehabt – und diese ist nun vorbei. Es war der Kunsthistoriker Wolfgang Schöne, der dies 1957 in einem Aufsatz behauptete. Es gab welche, die das glaubten, und es gab welche, die sich wunderten, dass viele die These offenbar einfach so hingenommen haben. Was hieße das für eine Religion, wenn sie zwar im Mittelalter eine Kunst gehabt hätte, jetzt, in der Gegenwart, aber keine mehr? Wäre dann nicht die Religion selbst tot, weil kulturell nicht mehr lebendig und nicht relevant?

Viel schien dafür zu sprechen, dass mit der Moderne der Glaube und mit ihm auch die sakrale Kunst verschwunden sei bzw. dass die Kunst den Kult abgelöst habe. Künstler und Künstlerinnen gingen aus guten Gründen und in berechtigter Berufung auf die Autonomie der Kunst in Abstand zur Religion und ihren institutionellen Vertretern.

Dann wiederum gab es jene wie den Theologen und Kunsthistoriker Johannes Rauchenberger, der dieser These zum Trotz weiterhin nach einer *ars religiosa* in der zeitgenössischen Kunst Ausschau hielt. Oder etwa den Liturgiewissenschaftler Philipp Harnoncourt, der sich zu seinem 80. Geburtstag einen Kunst-Wettbewerb just zur Trinität wünschte. Die Theologie sei langweilig geworden, so Harnoncourt, ihn interessiere, was Künstlerinnen und Künstler sagen. Und so gab es 2011 allen Ernstes die Ausstellung „1+1+1=1“ zur Dreifaltigkeit.

Die These, die christliche Bildgeschichte sei vorbei, ist widerlegt. Es gibt die Auseinandersetzung mit religiösen Themen, mit christlicher Ikonografie. Es gibt sie neu und anders, vielleicht sogar – ausgehend von der „Sicherheit“ einer Autonomie – mit einer neuen Form von Respekt, etwa eines nichtreligiösen Künstlers gegenüber der Religion, deren Vertreter ihrerseits der Kunst nichts mehr anzuschaffen oder zu verbieten haben.

Die Frage „Hat die Bildwelt des Christentums am Beginn des dritten Jahrtausends noch irgendeine inspirierende Kraft für die Kunst der Gegenwart?“ muss man also jedenfalls mit „Ja!“ beantworten. Im Kultum, dem „Zentrum für Gegenwart, Kunst und Religion in Graz“, das Johannes Rauchenberger seit 25 Jahren leitet, war dies in vielen Ausstellungen zu sehen. Wie gehen wir mit Anfang und Ende des Lebens, mit Sterblichkeit um? Mit Gewalt, Toleranz, Staunen, Liebe, Schuld? Wie passen Glaube und Wissen zusammen? Rauchenberger ist überzeugt, dass ein theologischer Umgang mit solchen Themen gerade auch mit den Mitteln der Kunst möglich ist.

Seine erste Ausstellung ging 1997 von der Annahme aus, dass Kirche und Kunst einander „entgegen“ stehen. Anish Kapoor, dessen goldene Hohlkugel Rauchenberger

Fotos: Danica Dakic



Die religiöse Bildwelt inspiriert auch im dritten Jahrtausend noch die Kunst der Gegenwart. Das zeigt Kultum, das „Zentrum für Gegenwart, Kunst und Religion in Graz“.

Das Erbe wandeln

„Surround“

Hände und Heilige Schriften: Die in Sarajewo geborene Künstlerin Danica Dakic zeigt Beziehungen von Mensch und Buch in den verschiedensten Weltreligionen. Eine Ansage gegen Krieg und Feindschaft.

als „die lodende Urde“ des später gebauten „imaginären Museums“ bezeichnet, antwortete damals sinngemäß auf die Frage, ob er auch dieser Meinung sei: Nein, die wahren Probleme seien Schönheit, Stille und vielleicht der Tod. Die Frage „für“ oder „entgegen“ ist in diesem Zusammenhang irrelevant. „Dieser Pathos des Abstands ist weg“, bekräftigt Rauchenberger. 2015 stellte er aus bisherigen Ausstellungen eine „virtuelle Kunsthalle“ zusammen, sie erschien als dreibändiges Monumentalwerk im Verlag Schöningh unter dem Titel „Gott hat kein Museum“, sie birgt Schätze und ist ein Schatz.

Die Jahre vergingen, eine Ausstellung folgte der anderen, das Kultum zog in andere Räume – und nun, nach 50 Jahren Kultum und 25 Jahre, nachdem Rauchenberger die Leitung übernommen hatte, gibt es

die in den vergangenen Jahren immens gewachsene Sammlung realiter zu begehen. Die Jubiläumsausstellung zeigt die beachtliche Bandbreite der äußerst vielschichtigen gegenwärtigen Auseinandersetzung von Künstlerinnen und Künstlern mit existenziellen und religiösen Themen. Der Weg führt vom „Erbe“ über „Körper & Geist(er)“, „Glauben & Wissen“, „Letzte Dinge“, „Heilige Räume“, „Heilige Bilder“, „Religiöser Fundamentalismus“, „Zeichen & Zeuginnen“, „Christliche Bildcodes“ bis zu „Wunder & Widersprüche“.

Wie präsent Erbe ist, zeigt Maaria Wirkkala. Sie hat vor 15 Jahren neu gestaltete Lehmwände aufgemeißelt und zerschnittene Postkarten von Gemälden aus ihrem privaten Archiv eingefügt. Nach der Ausstellung wurden diese Karten mit Gaze und Lehmputz verschlossen, man sah nur die „Narben“ an den Wänden. 2025 wurden sie wieder aufgestemmt. Wie Fenster, wie Durchblicke wirken sie nun, zeigen die Schichtungen von Zeit und Kunst, das „Erbe“. Das da ist, auch wenn man es nicht sieht. Mit Postkarten arbeitet auch Reinhild Gerum. Sie übermalt sie und kratzt Teile frei, verstärkt dadurch, macht neu sichtbar. (Zur Künstlerin siehe auch das Cover auf Seite 1 und das Bild auf Seite 2.)

„Wie präsent Erbe ist, zeigt Maaria Wirkkala. Sie hat vor 15 Jahren neu gestaltete Lehmwände aufgemeißelt und zerschnittene Postkarten von Gemälden aus ihrem privaten Archiv eingefügt.“

Aus einer Videoskulptur für die Biennale 2003 entstanden, zeigt die Diasac-Serie „Surround“ der bosnischen Künstlerin Danica Dakic Hände auf Seiten von Büchern der Weltreligionen Christentum, Judentum, Islam, Konfuzianismus, Hinduismus, Taoismus und Buddhismus. Die unterschiedlichen Hände repräsentieren zudem unterschiedliche Geschlechter, Ethnien und Kulturen. Dakic wurde 1962 in Sarajewo geboren. Die Stadt galt als Sinnbild für das Miteinander verschiedener Religionen, bis sie 1992 zur Stadt des Krieges wurde. Die Serie stellt zärtlich die Vielfalt wieder her, schafft mit den (fast segnend wirkenden) Gesten und den gewählten Textstellen positive Gegenbilder zu Krieg und Tod.

Höhepunkt der Ausstellung ist im wörtlichen Sinn der Dachboden: Das grandiose Holzwerk empfängt mit Gemälden von Guillaume Bruère wie eine Kathedrale, wartet aber auch mit kritischen Auseinandersetzungen auf. Claudia Schinks Körperabdrücke thematisieren die – oft sexuell konnotierten – Geschichten von Märtyrerinnen. Die abgeschnittenen Brüste der Heiligen Agatha etwa nimmt man in ihrer Ungeuerlichkeit auf alten Bildern in Kirchen womöglich gar nicht mehr wahr. Auch dazu lädt das Kultum ein: immer wieder neu zu sehen.

Gott hat kein Museum

Bis 11. Juli 2026. Kultum, Graz, www.kultum.at

Nächste Ausgabe im Fokus:

Am 1. Jänner 2026 wird Bulgarien 21. Mitglied der Eurozone. Die gemeinsame Währung sollte Europas Einheit stärken. Zugleich nehmen die Herausforderungen zu – von der Sorge um Schulden und Stabilität bis zu Krypto-Währungen. Über die Zukunft unseres gemeinsamen Geldes.

KRITIK DER KRITIK

Wettlauf der Entrüstung

Von Robert Mitscha-Eibl

Die Aufregung kam spät. Umso heftiger wird sie nun von Entrüstungswettläufern geschürt: Die Rede ist von der Ausstellung „Du sollst dir ein Bild machen“, mit der das Wiener Künstlerhaus noch bis 8. Februar eine Brücke zwischen der christlichen Bildtradition und zeitgenössischer Kunst schlägt. Mehr als einen Monat nach der Eröffnung der Schau und nach wohlwollenden Einschätzungen von kirchlichen Kunstkenner wie „Kulturbischof“ Hermann Glettler, „Kultum“-Graz-Leiter Johannes Rauchenberger (s.o.) und Jesuit sowie Künstlerseelsorger Gustav Schörghofer brach ein Empörungsturm los. Die „Österreichi-

sche Gesellschaft zum Schutz von Tradition, Familie und Privateigentum“, eine Gruppe katholischer Traditionalisten, sammelt – mit mäßigem Zuspruch – Unterschriften für die sofortige Schließung der Schau; FP-Politiker von Kickl abwärts und der rechte ÖVP-Flügel surfen auf der Empörungswelle mit. Der Tenor: Das Künstlerhaus vertrete eine Agenda von „Wokeness“, agiere antichristlich in einer Weise, wie sie gegenüber dem Islam undenkbar wäre, und dürfe nicht mit Steuergeld gefördert werden. Zuletzt kam es zu einer weiteren Eskalation: Bei einem Vandalenakt wurde in der Wiener Jesuitenkirche eine zeitgenössische Kunstinstallation mit Tierpräparaten zerstört.

Was sind die Steine des Anstoßes, mit denen Kritiker die Ausstellungsgestalter und die Wiener Kulturpolitik bewerfen? Inkriminiert werden etwa das Plakat mit einer bärtigen Maria (s. Foto), ein Pietà-Bild mit Maria als Transfrau mit angedeutetem Penis, eine Priesterfigur als betender Wolf im Schafspelz sowie der schon 1990 skandalisierte „gekreuzigte Frosch“ von Martin Kippenberger, den einst auch der über jeden Progressismus-Verdacht erhabene Bischof Egon Kapellari gegen Blasphemievorwürfe verteidigt hatte.

Das zweite der zehn Gebote besagt, man solle sich kein Bild von Gott machen. Mit ihrem titelgebenden Verstoß dagegen provoziert das Künstlerhaus natürlich – wie dies auch vie-

le kirchlich beauftragte Großwerke der Kunstgeschichte tun. Manche Exponate mögen befremden, verstören. Aber kann man darauf auch anders reagieren als mit Schaum vor dem Mund, nämlich: sich herausrufen (*pro-vocare*) lassen aus einer allzu vertrauten Ikonographie, einem bequemen Glauben, einem musealen Gott? Wie sagte Bischof Glettler nach der Eröffnung so schön: „Die Ausstellung ist ein Beleg für das unendliche Ringen, dem Geheimnis Gottes, der sich in eine verwundete Welt eingeschrieben hat, irgendwie gerecht zu werden.“ Und die *Linzer Kirchenzeitung* empfahl: „Du sollst dir selbst ein Bild machen.“

Der Autor ist Theologe & Journalist.

Sumi Anjuman: I am the Mother too, 2019



Foto: Sumi Anjuman

Du sollst dir ein Bild machen
Künstlerhaus Wien, bis 8. Februar 2026